

Hans Rudolf Reust

ENTSPIEGELT

Alois Lichtsteiner, »Spiegel«, 1992, Öl auf Leinwand, 2 x 270/120 cm: Aus zwei schmalen Hochformaten leuchtet blaß je eine silbergraue Fläche, die nach oben ins Weiße hineinschimmert, nach unten leicht ins dunklere Grau ausgeht. Die mögliche Gegenstandsfarbe mit vorgespiegeltem Lichtwechsel, das Format sowie die illusionistische Sicht, es käme eine Helle von hinten, erinnern an die Seherfahrung mit Spiegeln. Spiegel werfen das eingefangene Licht von hinten als ihr eigenes zurück. Gleichzeitig bricht sich diese gegenständliche Erinnerung an der Deutlichkeit der Pinselfurchen, welche den Malkörper bei Alois Lichtsteiner zur Gänze durchziehen und die Fläche entlang ihren Rändern modellieren. Dem gemalten »Spiegel« fehlt, um Spiegel zu sein, eine entscheidende Eigenschaft: die sprichwörtliche Glätte der Oberfläche.

Da Spiegel reine Wirkung sind, können sie nicht gemalt werden wie ein Ding. Erst in den eingespiegelten Dingen erscheint der Spiegel selbst. Bei Alois Lichtsteiner bleibt die Fläche leer. Würden zwei Formate einander in einem Raum gegenüber gehängt, könnte der Eindruck entstehen, sie zeigten sich wechselseitig. Die Hängung nebeneinander unterstreicht dagegen die Tatsache, daß sie Spiegel nicht sind.

Indem Alois Lichtsteiner mit Firnis der Ölfarbe ihren Glanz nahm – ein Glanz, der bei ihm sonst die Gemaltheit eines Bildes unterstreicht – werden in diesem Fall Fährten auf die Buchstäblichkeit eines »Spiegels« hin verwischt und dessen Gemaltheit gerade durch die Brechung des Glänzens betont. Die offensichtliche Differenz zum Referenten wirft die Malerei auf sich selber zurück: das Werk bespiegelt seine eigene Körperlichkeit als Farbe und Grund. Während die Fläche kein Spiegel ist und keinen »Spiegel« zeigt, ist und zeigt sie die Anwesenheit von Malerei – tautologisch. Der Duktus, der weder einen emotional bestimmten, auktorialen Gestus noch eine kontrolliert repetitive Struktur andeutet, geht aus der Pragmatik des Malens hervor. Der Begriff »Werk« ist hier denn auch nicht an den Horizont der Vollendung zu entrücken, sondern als konkretes Ergebnis fortgesetzter Malarbeit zu verstehen. Im englischen Ausdruck »touch« erscheint das flüchtige taktile Moment, welches Malerinnen und Maler mit der Leinwand verbindet. Bei Alois Lichtsteiner faßt es die Oberfläche in den Spuren ihrer Entstehung zusammen, gibt ihr Kohärenz. Durch die Homogenität ihrer Oberfläche *ist* diese Malerei ihr eigener Spiegel.

Zugleich findet das Gemalte erst in der Verspiegelung mit dem »Spiegel« seine negative Identität. Die gegenständliche Vorstellung eines »Spiegels« bleibt jenes andere, welches durch seine Absenz hindurch die Malerei vergewissert, sie sei Malerei. In einem anderen Medium gebrochen, hält der Titel den Gegenstand als »image mentale« präsent.

Der malerisch ausgeblendete »Spiegel« führt die Malerei über das narzißtische Dispositiv reiner Selbstbespiegelung hinaus. Erst diese entspiegelte Selbstreflexion vollzieht die nach Inhalten hin angespannte Leere, welche die Dekonstruktion schrittweise sucht. Die dekonstruktive Praxis der Malerei hat in den vergangenen Jahren darauf insistiert, daß das Bild nicht länger ein Fenster zur Welt

ist, wie in der langen Tradition der Renaissance. Das Schließen des Fensters zur Welt eröffnet aber auch keine Perspektive auf einen festeren »Ort des Kunstwerks« (Alain Cueff) in der Welt mehr. Der entspiegelte »Spiegel« und die entspiegelte Selbstbespiegelung der Malerei verweisen die Betrachtenden auf ihre eigene Abwesenheit und nicht an einen Ort, der – mit der Wendung Merleau-Pontys – »bewohnt« werden könnte, sondern in die Unwohnlichkeit, an eine sich selber verlassende Stelle. Indem das Diptychon »Spiegel« die Stelle der Betrachtenden auf der Bildfläche leer läßt, wird die Abbildfunktion der Malerei ausgesetzt und mit ihr die Stelle selber. Im Augenblick, da der Spiegel die Betrachtenden nicht mehr zeigt, muß er in tausend Splitter zerbrechen, wie Jean-Françoise Lyotard nach einer chinesischen Weisheit ausführt (Que peindre?, 1987). Das blinde Spiegelbild, welches dem Gegenüber die Identifizierung durch ein Sich-Wiedererkennen entzieht, gibt ein Bild plötzlich ausgelöschter Präsenz, das sämtliche Identitäten aufbricht, auch die eigene. Die exzentrisch prekäre Präsenz des Werks bestätigt sich durch die Selbstverständlichkeit hindurch, mit der »Spiegel« als ein autonomes Gemälde auftritt.

Die Leerung jedoch unterliegt, um nicht abschließend festzustehen, einem Zwang zur Wiederholung. Dieses Werk besteht aus zwei Bildern. Derselbe Titel bezeichnet ein weiteres Werk: *Alois Lichtsteiner, Spiegel, Öl auf Leinwand, 2 x 160/70 cm.*